



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 54.

Freitag, 3. März

1926.

### Flammen.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

(20 Fortsetzung.)

Der Regen sprühte nur noch in einzelnen windverwehten Sprühern.

Wie riesige Rauchfahnen trieben die letzten Nachzügler der Gewitterwolken dem Horizonte zu und eine laue, köstliche Frische, ein Duft von nassen Gräsern und Blumen wogte wie mit weichen Atemzügen von der kleinen Wiese herauf.

„In zehn Minuten können wir wieder abfahren“, meinte Trude, wenn der See sich noch etwas mehr beruhigt hat. Hoffentlich hat der Sturm unser Boot nicht abgetrieben. Wie spät ist es eigentlich?“

Herta sah auf die Armbanduhr.

„Fünf Minuten nach halb neun!“

„Hörst du nichts?“ unterbrach sie sich dann, plötzlich zusammenfahrend.

„Was denn, Herta?“

„Ich höre Stimmen!“

„Aber Kind, du träumst wohl!“

Unwillkürlich lauschten sie gespannt auf die leise Wassermusik, das unablässige Plätschern und Rauschen und den feinen Tropfenfall, wenn der Wind in den Rohrkolben des zerfetzten Daches spielte.

Geraume Zeit blieb alles still.

Dann aber klang vom See ganz deutlich ein gedämpfter Ruf und gleich darauf das Geräusch von Schritten.

„Die Leiter!“ sagte Trude leise. „Daß uns der Mensch hier wenigstens nicht herauf kommen kann!“

Mit Gedankenschnelle beugte sie sich über die Bule und zog die leichte Leiter in den Bodenraum.

Sie hatte sich kaum in dem weichen Heu niedergelegt, als die Tür der Hütte mit einem langgezogenen, kreischenden Laut gedörrt wurde.

Ein Benzinfeuerzeug flammte auf.

Man hörte ein Geräusch, wie wenn jemand mit einem blechernen Gefäß auf der Steinplatte des Herdes herumhantierte.

Nach einer Weile stand ein gleichmäßiges, schwaches Licht in der Bodenöffnung.

Die Tür ging von neuem auf, eine Bank wurde gerückt.

Und dann auf einmal schnitt ein wohlbekannter, metallischer Sopran durch die schwebende Stille, daß den Mädchen unwillkürlich der Herzschlag aussetzte.

„Also in dieser Räuberhöhle hast du volle drei Wochen gehaust, Axel?“

Trude hatte sich dicht zu Herta heruntergebeugt, die wie erstarrt auf einem Heubündel saß, und flüsterte ganz nahe an ihrem Ohr fast lautlos das eine Wort: „Hella!“

„War das ein Unwetter!“ klang jetzt wieder Hellas Stimme. „Ich war gerade bis zum Krug in Pashowitz gelangt, als es losbrach. Hast du denn deine Sachen nun endlich beisammen, Axel? Dies Herumtappen macht mich ja noch ganz nervös!“

„Mir fehlt noch meine elektrische Taschenlampe!“ Und ich hätte darauf geschworen, daß sie hier zurückgeblieben sei!“

„Ach laß doch die dumme Lampe und setz' dich zu mir! Was locht denn da eigentlich noch? Ich dachte, wir würden gleich wieder zurückfahren, wenn du fertig gepackt hast!“

„Ich mache für dich nur noch schnell etwas Tee. Du

jitterst ja jetzt schon vor Kälte. Und auf dem Wasser wird es nachher empfindlich kühl!“

„Mir ist nicht kalt, Axel! Das ist nur die Angst und die Ungewißheit, was nun aus uns werden wird!“

Trude, die der Bodenöffnung am nächsten saß, ließ sich in diesem Augenblick vorsichtig auf die Knie nieder und spähte hinunter.

Sie konnte durch die Bule gerade die Ede des Herdes übersehen, auf dem ein kleiner Spirituskocher brodelte.

Eine Laterne stand daneben und warf einen trüben, flackernden Schein auf Hellas Gesicht, das aus der Kapuze ihres Wettermantels süß und bleich herausleuchtete.

Ein großer, schlanker Mann trat jetzt aus dem Dunkel des Hintergrundes zu ihr heran und stellte einen Koffer auf die Bank.

Er trug einen englischen Sportanzug und sah vornehm aristokratisch aus; als er sich über den Herd beugte, hob sich sein scharf geschnittenes Gesicht in kühner Profilinie aus dem matten Lichtkreis der Laterne.

„Das Wasser kocht!“ sagte er. „Du mußt schon entschuldigen, Kind, aber ich habe nur noch dies eine Glas hier und eine Tasse mit abgebrochenem Henkel. Doch der Tee ist gut. Auch ein Rest Arrak muß noch irgendwo herumstehen.“

Er leuchtete mit der Laterne in eine Ede hinter dem Herd und holte eine lantige Flasche und eine Zunderbüchse hervor.

Dann schenkte er den Tee ein und schob Hella das dampfende Glas zu.

Nach einer Weile stand er wieder auf und griff nach seinem Koffer.

„Nun wären wir also glücklich soweit! Die Reise kann beginnen!“

Hella, die in steigender Unruhe eine jede seiner Bewegungen verfolgt hatte, zog ihn wieder auf die Bank herab.

„Axel“, sagte sie mit störender Stimme. „Ich hab dir ein Geständnis zu machen. Vorhin, als wir über den See fuhren, wollte es mir nicht über die Lippen. Aber wir müssen endlich doch einmal zu einem Schlusse kommen. Ich kann dich morgen nicht begleiten!“

„Hella!“

Mit einem jähen Rudr fuhr der Mann empor.

„Hella, was soll das? Hast du mich denn noch immer nicht verstanden? Mein Bruder ist hart geblieben, unbittlich hart! Er gibt mir nicht einen Pfennig mehr, wenn ich am Montag nicht nach Kapstadt unterwegs bin!“

Hella hatte den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Ihr Blick kroch über den Boden.

„Ja, Axel, das weiß ich alles. Und doch kann ich nicht anders!“

„Und warum nicht?“

„Ich hab' es dir schon einmal gesagt: Alsleben gibt mich nicht frei!“

Ein hartes Lachen war die Antwort.

Hella atmete schwer, ein Sturm von Gedanken wirbelte ihr durch den Kopf.

Sie fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen war, wo sie das entscheidende Wort finden mußte, was diesen Mann zu ihrem willenlosen Werkzeug machte.



„Axel“, sagte sie langsam und tastend, „zwei-, dreimal bin ich schon bei Alseben gewesen, immer wieder hab' ich gebettelt, gefleht, gedroht. Mit kaltem Hohn hat er mich fortgewiesen. Für alle Zeiten steht er zwischen uns und unserem Glück!“

Und dann zuckte es plötzlich wie eine Erleuchtung in ihr auf.

„Weil er mich noch immer liebt. Und mich niemand anders lassen will!“

„Hella!“

„Ja, so ist es, Axel! Darum, wenn du mich wirklich lieb hast, hilf mir, befreie mich von diesem Menschen! Und wenn er darum sterben soll!“

Fast tonlos gingen die Worte aus und schienen dem Mann doch wie ein Donner von den Wänden der Hütte widerzuklingen.

Unwillkürlich erhob er in geheimem Grauen abwehrnd die Hand. Die Kehle war ihm auf einmal wie verdorrt in Angst und Ahnung.

„Hella!“ schrie er dann markerschütternd auf. „Was machst du aus mir? Was verlangst du von mir? Ich kann um dich nicht zum Mörder werden!“

Ein Schweigen entstand.

Die Minuten rannen. Es war totenstill.

Wind und Regen hatten sich ganz gelegt, nur zuweilen plätschte noch ein schwerer Tropfen gegen die Giebelwand.

„Du sprichst von Mord“, nahm Hella endlich wieder das Wort, „und ich verlange doch nichts anderes von dir, als was du schon einmal um mich getan hast. Hätte deine Hand einst nicht im letzten Augenblick gezittert, mir wäre die Qual dieser ganzen Jahre erspart geblieben!“

„Hella, ich konnte damals nicht anders, als mir Alsebens Augen über seine Pistolenmündung entgegenblickten.“

„Du sprichst von Alseben“, fiel sie ihm erbittert ins Wort, „immer nur von ihm und nie von mir. Ist es denn nicht auch ein Mord, wenn jener mich langsam zu Tode quält? Überall stoße ich auf ihn, fühle ich die Kette, an der er mich hält. Und ich will frei sein. Wäre ich ein Mann, Alseben hätte schon längst zu leben aufgehört!“

Mit großen klingenden Schritten ging Axel ein paarmal durch die Hütte, daß die Wände des alten Hauses leise erzitterten. Dann stand er wieder am Tisch.

„Hella“, stieß er zwischen den zusammengebißnen Zähnen heraus, „gibt es denn gar keinen andern Ausweg? Alles verlange von mir, nur keinen Mord, keinen feigen Mordmord. Das kann ich nicht, das geht mir gegen mein innerstes Gefühl!“

Ein Ausdruck wilder Verachtung verzerrte Hellas Gesicht. „Du kannst es nicht, Axel? Weiß Gott, dann tue ich es selbst. Es ist Notwehr für mich. Ich bin noch zu jung, mit mein Leben langsam zugrunde richten zu lassen!“

Sie war ganz dicht an ihn herangetreten, daß sich ihrer beider Atem mischte: Haß und Verzweiflung sprühten aus ihren Augen.

„Alseben sitzt jeden Abend bis um Mitternacht an seinem Schreibtisch im Kavalierhause. Zu ebener Erde, am offenen Fenster, daß man ihn fast mit der Hand erreichen kann. Ein Schuß und alles ist vorbei. Axel, tue es noch einmal für mich. Und auch ich will dir dann jeden Wunsch erfüllen!“

Die Herzen der lauschenden Mädchen arbeiteten wie zwei Hammerwerke.

Sie hatten sich krampfhaft bei den Händen gefaßt, als ob sie sich gegenseitig ihre Nähe körperlich fühlbar machen mußten.

Sie hatten die Empfindung, daß sie vom Boden herabspringen und dem Manne zu Hilfe eilen mußten, den das blonde Weib da unten immer enger mit lodender Versuchung umspann.

Trude war ganz nahe an die Lufteöffnung herangerückt.

Das Licht der Laterne lag jetzt voll auf Hellas blassem Gesicht, ihre Augen leuchteten starr und unnatürlich groß.

„Axel“, sagte sie mit einem bösen Blick, „hilfst du mir nicht, so ist es aus zwischen uns. Dann werde ich einen andern Weg zu finden wissen, der uns für immer auseinanderführt. Ich warte heute um Mitternacht unten am See. Höre ich deinen Schuß, so weiß ich, daß es geschehen ist. Und ich fahre morgen mit dir nach Hamburg.“

Mit einer leidenschaftlichen Bewegung schlang sie die Arme um seinen Hals und rang noch einmal mit ihm in einem letzten Sturm mit heißen, werbenden Worten.

„Axel, hilf mir, ich bitte dich! Was du heute für mich tust, das schmiedet uns zusammen für alle Zeit. Mach' mich frei und ich werde es dir danken mein Leben lang!“

Wie ein Träumender stand er vor ihr, indes sie ihr schönes, verwildertes Gesicht in angstvollem Flehen zu ihm emporhob.

„Verflucht sind wir ja doch beide!“ schoß es ihm plötzlich durch den Sinn.

Da neigte er sich in einer verzweifelten Entschlossenheit zu ihr herab und küßte sie auf den blühenden Mund.

„Ich tue, was du verlangst, Hella! Mach mit mir, was du willst!“

Dann waren sie aus der Hütte verschwunden.

Wie lange Herta und Trude saßen, Hand in Hand, und nachdenkend in das düstere Schweigen der drohenden Finsternis hinaushorchten, sie wußten es nicht.

Die erste Begegnung mit den dunklen Mächten des Verbrechens ließ die jungen Herzen tief erschauern, daß sich ihnen die Minuten des Wartens zu Stunden zu dehnen schienen und immer wieder nicht wußten, ob sie geträumt hatten, oder das ganze Erlebnis furchtbare Wirklichkeit gewesen war.

Wer war jener junge Mann, dessen Stimme so erschütternd-verzweifelnd geklungen hatte, bis er langsam dem dämonischen Einfluß der lodenden Sirene erlegen war?

Und wer war Hella selbst, und wie stand Alseben zu ihr, der jetzt auf einmal in den Vordergrund dieses grausigen Nachtküdes hineingräßte?

Endlich vermochte Trude die Ungewißheit des qualvollen Hangens und Bangens nicht länger mehr zu ertragen.

Sie richtete sich lautlos auf und tastete sich über die leise knisternden Heustapel vorsichtig bis zur Giebelluke.

Der Mond war unterdes heraufgekommen und leuchtete groß und klar aus dem tiefblauen Himmel.

Jegendwo am Ufer huschte ein Laternenschimmer durch die Gitterwand des hohen Rohres.

Und gleich darauf glitt ein Boot, mit seinen beiden Insassen zu einer dunklen Einheit verschwimmend, wie ein körperloser Schatten in das weiche, traumverzauberte Dämmer der einsamen Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Der „fliegende Smaragd“ in Nöten

Die Geschichte eines Eisvogels.

Von D. Feuchner.

Am Ende des Bonnemonds war er mit noch sechs andern Geschwistern einem verhältnismäßig großen, weißen Ei entschlüpft, und eine „Wiege“ aus dürrm Gras und Fischgräten, die sich in einem tiefen Erdloch, an dem schroffen Ufer eines kleinen Flusses befand, hatte ihn aufgenommen. Mit winzigen Fischchen und Kerbtieren wurden seine Geschwister und er reichlich gesäugt, so daß alle Nestlinge prächtig gediehen.

Doch eines Tages wäre es beinahe um die „Eisvogelkinder“ geschehen gewesen. Denn mit einemmal verdunkelte sich der Eingang zur Nisthöhle, und ein „Gegenstand“ huschte sich hineinzuwängen. Anfangs glaubten die jungen Vögel, die Mutter wäre mit Futter zurückgekehrt. Bald aber merkten sie, daß etwas Fremdes, Feindliches sich ihnen zu nähern suchte. Dies Feindliche war die Hand eines Sirtentnaben, der mit noch einem andern Buben beobachtet hatte, daß ein wundervoller, blauer Vogel in das kleine, runde Loch am steilen Flußufer geschlüpft war. Als die Knaben dies mehrermals bemerkten, wußten sie bestimmt, daß sie ein Eisvogelneft gefunden hatten; und die Zerstörungslust, die mehr oder minder in jedem Kinde schlummert, wurde mächtiger als die Furcht vor der Strafe, die der naturliebende Lehrer jedem Schüler angedroht, der ein Vogelnest zerstören würde.

Glücklicherweise mußten die jugendlichen Vogelräuber aber bald einsehen, daß ihre Arme nicht lang genug waren, um das fast 80 Zentimeter horizontal in die Erde gebettete Nest erreichen zu können. Aber Zerstörungswille kann — selbst durch Kinder verkörpert — erfindertisch und gefährlich werden. So schmiedeten die Jungen auch sofort einen Plan, der, wenn ungestört zur Ausführung gebracht, mit der Vernichtung des Eisvogelnestes enden mußte: Sie gruben mit einem Taschmesser senkrecht von oben an der Stelle, unter der sie das Nest vermuteten, ein Loch, um auf diesem Wege zur „Kinderstube“ des Vogels zu gelangen.



Die Knaben waren so sehr in ihre abscheuliche Tätigkeit vertieft, daß sie den am Flußufer heranwürgenden Jäger erst bemerkten, als er sie am Kragen hatte. Der Mann brauchte nicht lange nach der Bedeutung des Buddelns zu fragen, sondern war sofort im Bilde; denn auch er kannte das Eisvogelneß.

Um das Auftauchen schlechter Charaktereigenschaften auszuwachen und gute Vorsätze zu „züchten“, war schon immer und ist auch heute noch „ungebrannte Asche“ in einer bestimmten Form angewandt, in den meisten Fällen das beste „Düngemittel“. Der Jäger „streute“ es in ausgiebigem Maße auf den Teil des knöchernen „Bodens“, der den Rücken nach unten abwärts, worüber mit kläglichem Gebrüll quitiert wurde.

Als die wohlverdiente Blühtigung ihren Abschluß gefunden, mußten die Roblinge unter Aufsicht des Jägers, ihr Zerstörungswerk — soweit dies überhaupt noch möglich — wieder gutmachen. Mit der Drohung, daß er Selbstschüsse legen, die jeden töten würden, der sich in die Nähe des Nestes wagen sollte, entließ der Mann die beiden Buben.

So hatte St. Martin seine Lieblinge vor dem Untergange bewahrt, und der Schöpfer konnte einige Tage später mit dem Bemalen der jungen Vögel beginnen. Die herrlichsten Farben, über die er verfügte, wurden in wundervollster Mischung angewandt: Oberkopf und Hinterhals grünschwarz und meerblau gebändert, Schultern, Flügeldecken und Aukensahne der braunschwarzen Schwingen dunkel meergrün, die mittleren Teile der Oberseite blau, die Unterseite und die unteren Schwingen- und Flügeldecken rostrot, Kehle gelblichweiß, die seitlichen Schwanzdecken und Schwanzfedern dunkelblau, die Füße lachrot. So war der lebende „Edelstein“ fertig, als kaum zu überbietendes Farbentunierwerk aus der Hand des göttlichen Bildners hervorgegangen. Wäre der Schwanz nicht etwas sehr kurz ausgefallen, die schillernden Nestlinge hätten an Schönheit mit dem Paradiesvogel wetteifern können.

Nun kam auch der Tag, wo die Eisvögel der elterlichen Fürsorge nicht mehr bedurften, sondern sich zum erstenmal hinauswagen und ihre Flugfähigkeit erproben konnten. Das Fliegen ging überraschend gut: lebenden Smaragden gleich schossen sie über das Wasser, und es gelang ihnen schon, ab und zu, ein silberleibiges Fischchen zu hauchen. Nach und nach entfernten sie sich immer weiter von ihrer Geburtsstätte und waren nun vollkommen selbständig.

Sommer und Herbst vergingen den märchenschönen Vögeln sehr schnell und es gefiel ihnen außerordentlich gut auf der Welt. Besonderes Vergnügen machte die Fischerei! Auf einem quer über das Wasser ragenden Ast hochend, die Perlenaugen auf die silberne Flut gerichtet, warteten sie mit großer Geduld auf den Augenblick, wo ein einzelnes Fischlein — oder auch ein ganzer Schwarm — unter ihnen durchschwamm. Mit einem lauten Plumps ließen sie sich dann ins Wasser fallen, und unfehlbar zapelte im nächsten Moment ein winziges Kind des feuchten Elements in ihrem langen, spitzen Schnabel. Zur fröhlichen Abwechslung wurde ab und zu auch auf Kerbtiere gezielt; ja selbst kleine Krebse waren vor den glühenden „Königsfischern“ — wie die Eisvögel auch genannt werden — nicht sicher.

Wenn die farbenfrohen, fliegenden Edelsteine nun aber glaubten, es müsse immer so bleiben, und ihr Leben würde sich nur in eitel Lust und Sorgenlosigkeit abrollen, so haben sie sich bald bitter getäuscht, denn kaum hatte ein kalter Wind den Erden, die ihr „Reich“ umsäumten, die Blätter geraubt, als eines Tages etwas gar Merkwürdiges, mit kaum vernehmbarem Wispern, vom Himmel auf die Erde rieselte und diese weiß eindeckte: der erste Schnee war gefallen.

Durch dieses, den Smaragden völlig unbekannte „Naturereignis“ wurde deren Dasein noch nicht bedroht. Als aber eines Nachts eine starke Kältewelle über das Land stutete, die Bewegungen des Wassers hemmte, und es zur Erstarrung brachte, da klopfte auch die Not bei den Königsfischern an. Nordland ist Notland, der Süden wird von der Sonnengöttin geliebt und vor der Kälte geschützt. Dies wissen alle Vögel, denen der Winter die Lebensquellen verschließt. Auch den blauen Eisvögeln war der rätselhafte sechste Sinn schon in die Wiege gelegt, obgleich sie nicht zu den eigentlichen Zugvögeln gehören. Und eines Tages waren sie von ihrer Geburtsstätte verschwunden. Nur einer blieb zurück. War jenes lebensbedrohende Sebnen bei ihm nicht scharf genug ausgeprägt? Oder liebte er seine Heimat so sehr, daß er sie nicht verlassen konnte und deshalb beschloß, dem lebensfeindlichen Winter zu trotzen?

Übrigens gab es noch einzelne Stellen am Fluß, wo das Wasser so rasch dahin schob, daß es der Kälte nicht gelang, es einzufangen und in Eisklumpen zu schlagen. Nur an den Rändern hatten sich schmale Eistafeln gebildet. Hier weilte der Smaragd häufig, und zwar in Gesellschaft nordischer Säuger und Enten. Nach und nach wurde ihm die Heimat aber doch so verleidet, daß er beschloß, sie vorübergehend zu verlassen. Da drang ein tropisches „Nebelgeschwader“ gegen die zwanziggradige Kältearmee des Nordpolherrschers vor und

zwang sie zum Rückzug. Darüber freute sich der „Götterknecht“ sehr und blieb, wo er war.

Die Freude hatte aber nur kurze Dauer; denn das „Kriessglocke“ wandte sich sehr schnell, und die warmen Tropenwinde mußten dem Nordgeschwader schleunigst weichen. So fiel der Winter aus einem Extrem ins andere.

Und wieder schmolz unter dem Sonnenfluß und Schmelzeilen weicher Winde die Eisdecke ein wenig an, so daß sich kleine Pfützen bildeten. An einem Spätnachmittag lag der Smaragd an einer offenen Stelle, die von einer schmalen Eistafel begrenzt wurde. Sein Stolz (Schwanz) tauchte in eine ganz flache Wasserlache. Aufmerksam äugte er in die vorüberziehenden Wellen, hoffend, diese würden ihm irgend eine Beute zutragen. Die Sonne war bereits untergegangen, der Wind plötzlich umgekehrt, und die Schatten der Nacht kletterten an den Bergwänden empor. Dem blauen Vogel froh ein Frösteln über das Märchengelieder, und er beschloß, seinen Schlafplatz aufzusuchen. Rasch breitete er die Schwingen aus, um davonzufliegen. Aber o Schreck! Er kam nicht von der Stelle: ein unbekanntes, feindliches Etwas bannte ihn an den Ort. Vom Flattern müde, legte er die Flügel wieder an, um nach einer Pause den Versuch zu wiederholen. Doch auch jetzt waren seine Anstrengungen umsonst, er kam nicht los. Angstvoll hämmerte das kleine Herzchen des Smaragden, der ja nicht wußte, was mit ihm geschähe, der keine Ahnung davon hatte, daß er mit dem Schwanz angefroren war. Resigniert und todmatt kauerte sich der Armste nieder und frior während der bitterkalten Nacht nun auch mit den Füßen und dem untern Bauchteil fest. So „angelamietet“ mußte er verharren, bis der Hungertod seinem Leben ein Ende machte.

Gleich darauf fand ich ihn bei der Entenpürsch, vidte ihn mit dem Taschenmesser los und nahm die kleine Leiche mit nach Hause, wo sie mir unter einem Glaskasten geborgen, die Geschichte ihres tragischen Endes „erzählte“.

## Hygiene und Heilkunde

Warum gibt es Epidemien? Wie alljährlich gegen Ende des Winters, wenn der Umschlag der Blätterung aus den verschiedensten klimatischen Einflüssen unterwirft, mehren sich auch jetzt wieder die Erkältungen und Grippeanfänge, und wenn wir auch glücklicherweise von keiner ausgeprochenen Epidemie sprechen können, so ist doch schon das gebäuerte Auftreten gewisser Erkrankungen auffällig. Woher kommen nun diese zahlreichen Erkrankungen? Man sagt gewöhnlich, daß eine Grippeepidemie infolge der Menge der Krankheitserreger in der Luft entsteht, aber woher kommt diese Menge? Diese Fragen hat der Professor der Hygiene an der Prager Universität J. Kocel in einer Abhandlung studiert, die er unter dem Titel „Die bakteriologische Untersuchung der Luft und ihre Bedeutung für Epidemien“ veröffentlichte. Er hat durch systematische und längere Zeit durchgeführte vergleichende Untersuchungen das zahlenmäßige Verhältnis des Gehaltes von Mikroben in der Luft festzustellen gesucht und dabei zugleich die meteorologischen Bedingungen beobachtet, durch die eine Vermehrung der Mikroben hervorgerufen werden könnte. Der wesentliche Inhalt seiner sehr komplizierten Studien läßt sich dahin zusammenfassen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle unter normalen Verhältnissen die Zahl der in der Luft befindlichen Keime sich, auf den Kubikmeter berechnet, etwa auf 5000 beläuft. In 1,5 Prozent der Fälle wird die Ziffer größer und dadurch ungewöhnlich. Die Veränderungen im Bakteriengehalt der Luft sind hauptsächlich auf die Jahreszeiten zurückzuführen. Es gibt mehr Keime in der Luft im Sommer, und zweifellos sind manche Perioden dem Wachstum der Mikroben besonders günstig, ebenso wie es bei den Pflanzen der Fall ist. Auch die Meteorologie ist dabei von Einfluß. Die Wolken spielen eine Rolle, und nach dem Regen beim Steigen des Barometers ist eine deutliche Zunahme der Mikrobenszahl zu beobachten. Die Wolken, die von einer Gegend in die andere ziehen, können eine Welle von Bakterien mit sich führen. Die letzten Ursachen für das Zahlreicherwerden der Bakterien und für die Zunahme ihrer Schädlichkeit sind freilich damit noch nicht erklärt. Kocel erklärt denn auch, daß seine Versuche nur den Anfang einer systematischen Durchforschung der Luft unter diesen Gesichtspunkten darstellen; er glaubt aber, daß die Zusammenhänge zwischen Epidemien und meteorologischen Vorgängen, die im Volksglauben seit langem behauptet werden, sich auch wissenschaftlich nachweisen lassen.

Die seelische Krankenbehandlung ist von jeher ein ungemein bedeutsames Gebiet ärztlicher Tätigkeit gewesen, denn auch bei sog. rein körperlich Kranken ist die geistige Einstellung irgendwie beeinträchtigt, aber sie war bislang nur eine intuitiv, d. h. gefühlsmäßig erfaßte Krankheit und



begann erst in den letzten Jahrzehnten eine wissenschaftlich gesicherte Grundlage zu gewinnen. Die seelische Krankenbehandlung ist, wie Dr. Sähnlein im „Kosmos“ schreibt, ein solch ungeheuer wichtiges Gebiet, nicht nur weil seelische Veränderungen jedes Krankheitsbild begleiten, sondern weil mit dem Charakter der Gegenwartskultur nervöse Erkrankungen grundsätzlich verbunden sein müssen. Selbst wenn man von dem bis zum Bahnwiz gestiegenen Tempo unseres Zeitalters, dem Jagen der Großstädter, den knatternden, tutenenden, klingelnden, kreischenden Verkehrsmitteln, kurz von der ganzen Treitmühle des modernen Erwerbslebens abseht — selbst dann bleibt in den verwinkelten Labirinth der geistigen, seelischen Persönlichkeiten von heute noch genug Blindstoff für nervöse Erkrankungen zurück. Unsere Ahnen waren in geistiger Beziehung einfachere, nativere Menschen, sie waren darum auch robuster, widerstandsfähiger! Es ist ein Irrtum und eine Ungerechtigkeit gegen unsere Zeitgenossen, von einem „nervösen“ Geschlecht zu sprechen und damit ein schwächliches, wehleidiges Geschlecht zu meinen; an ernster Arbeit, an sichtbarem und gebeimtem Heldentum stehen wir wahrlich hinter keiner Generation zurück, und die nervösen Beschwerden so vieler Menschen verdienen eher unser Mitgefühl als unseren Spott.

## Neue Bücher

\* „Das Bildungsproblem“. Von Studienrat Dr. R. Henry. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Der Verfasser zeigt, daß das Bildungsproblem der Punkt ist, in dem sich alle philosophischen Probleme, ja alle Fragen unseres Seins verschlingen. Er definiert und begründet die Bildung als Entwicklung des animalischen Menschen zum höheren, wertvollen, geistig-seelischen Wesen. Aus dieser Begründung aber ergeben sich nun eine Reihe erkenntnistheoretischer, ethischer, physischer und logischer Einzelfragen und Aufgaben. Mit ihrer Bearbeitung gewinnt Verfasser ein philosophisches und pädagogisches System unserer Kultur. Die Einzeluntersuchungen über Recht und Pflicht zur Bildung, über das Ethos der Bildung, die Stufen und Typen der Bildung, die Verbildungsformen usw. sind für den Praktiker von der allergrößten Bedeutung. Die systematische Ableitung und Begründung der geltenden Werte erfolgt nicht bloß von unten her in der Entwicklungsgeschichte, sondern auch von oben, a priori aus dem Wesen des Wertes und seiner Funktion. Diese metaphysische Deduktion ist ebenso neu und für die idealistisch-absolutistische Wertphilosophie notwendig wie der im zweiten Teile des Buches gegebene Stammbaum der Kulturgüter.

\* „Einführung in das alte Testament“. Von Geheimrat Professor Dr. E. Sellin. Vierte, neu bearbeitete Auflage. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Nachdem die fortschreitende Erschließung des alten Orients, die Abhängigkeit Israels von der Kultur Vorderasiens Gemeingut geworden war, mußte auch die alttestamentliche Literatur in die altorientalische, vor allem in die babylonische und altägyptische hineingestellt werden. Diese Aufgabe hat Sellin zu lösen gewußt. Überzeugend weist er nach, wie auch in den später überarbeiteten Schriften des alten Testaments ungleich mehr erzählendes als gesetzgeberisches Material steckt, als man bisher angenommen, und wie das alte Testament ein ganz eigenartiges Schrifttum enthält mit einer sittlich religiösen Energie und Überlegenheit, die weit über alle sonstige orientalische Literatur hinausreicht. Ständige Berücksichtigung dessen, was die bisherige Forschung ergeben hat, dazu eine wohlthuende Rücksicht gegenüber der kirchlichen Überlieferung und beide getragen von durchaus modernem Denken und Empfinden — das sind die hervorragenden Eigenschaften des Sellinschen Buches. Ein besonderer Vorzug ist die Knappheit der Darstellung. Unnötiger Ballast ist vermieden.

\* „Tolstoi und der Orient“. Briefe und Dokumente über Tolstois Beziehungen zu den Vertretern der östlichen Religionen. Von Paul Birukoff. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Der Band enthält im ersten Teil Briefe, die Tolstoi mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten des nahen und fernen Ostens über religiöse Fragen gewechselt hat, sei es, daß jene ihn um seinen Rat baten, sei es, daß er sich um Auskunft an sie wandte. Es sind bekannte Namen darunter, z. B. aus Indien Mahatma Gandhi, auf den Tolstois Schreiben den nachhaltigsten und bestimmendsten Eindruck ausgeübt haben. Doch nicht nur die Hindus, auch die Mohammedaner Indiens kommen zum Wort, wie ihre Glaubensbrüder in Rußland und anderen Staaten. Perser, Chinesen und Japaner schließen sich an. Es dreht sich in diesen Briefen vielfach um Fragen des christlichen Bekenntnisses. Tolstoi

führt einen unablässigen und in seiner Ehrlichkeit erareifenden Kampf nach zwei Seiten: einen Kampf für das Evangelium der Liebe, der Brüderlichkeit, der Herzensweite, für wahres Christentum; zugleich aber gegen das bloße Kirchen-Christentum, gegen alles einengende und vom Wesentlichen ablenkende Dogma, gegen jede Herrschsucht und Gewalt, wäre es selbst zu edelsten Zwecken.

= Siegfried Ochs: „Über die Art, Musik zu hören“. Ein Vortrag, gehalten in der deutschen Gesellschaft zu Berlin. Diese kleine, aber wertvolle Arbeit enthält Anregungen, die in Gestalt eines Vortrags einer Zuhörerschaft unterbreitet wurden, unter denen sich kein einziger Musiker von Fach befand. So ist auch der jetzt im Druck vorliegende Aufsatz (im „Welt-Verlag“ zu Berlin) hauptsächlich für Leser bestimmt, die nichts von den Techniken der Kunst wissen. Dieser Versuch, trotzdem in Kürze einen Abriss der Musiktheorie, eine Erklärung von Grundbegriffen, wie Ton, Motiv, Melodie, Thema, Rhythmus, Harmonie usw. zu geben, und musikalische Formen, Sonate, Sinfonie, Oratorium, Programmmusik, Ernst und Humor, Benennung fremder Einfälle in der Komposition zu beleuchten, — dieser im Grunde so schwierige Versuch ist dem Verfasser glänzend gelungen. Die Laienwelt wird ihm dafür dankbar sein!

\* „Pestalozzi-Stätten“. 20 Original-Lithographien von Otto Baumberger mit Begleitwort von Dr. Hans Stettbacher. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Die Mappe ist ein eigenartiger aber glücklicher Versuch, uns Pestalozzi nahe zu bringen in Bildern von allen jenen Stätten, wo er gelebt und gelitten hat. Eine Zeichnung der noch fast unbekannten Maske, die nach dem lebenden Pestalozzi geformt wurde, macht den Anfang. Daran schließen sich die Bilder der Stätten, wo Pestalozzi, oder wo seine Nächsten wohnten. Ungeachtet reihen sich die Bilder zu einer Lebenskurve, die ansteigt bis zu den Schlössern von Burgdorf und Overdon, dann wieder abflingt zum schmalen Hause der steilen Kleinstadtgasse und schließlich endet in der trostlosen Ode des fahlen Häuschens, wo Pestalozzi begraben liegt. Otto Baumberger-Zürich hat die Blätter auf den Stein gezeichnet und den Druck überwacht. Sie sind so frisch geraten, so unmittelbar und lebendig, als wären es lauter Handzeichnungen. Dr. Hans Stettbacher-Zürich hat zu jedem Blatt Begleitworte geschrieben, mit warmem inneren Anteil am Geschick des großen Mannes.

\* Johannes Höffner: „Deutsche Seele“. Engelhorns Romanbibliothek. 38. Reihe Band 25/26 (1937/38). (Verlag J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart.) Der Patriotismus Höffners steht idealischer Präge fern; er entspringt einem innigen Heimatgefühl und quillt aus dem Ganzen wie das Harz aus einer Tanne der deutschen Wälder.

\* Inyat Khan: „Musik des Schweigens“. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Inyat Khans Sprüche seiner Sammlung „Gaijan“ sind Sprüche über die Dinge des Lebens, Aussprüche eines Menschen, der mit sich im Klaren ist, der das Menschenberz bis in seine innersten Falten durchschaut und in prächtig knapper Form das ausspricht, was ihm hilft, was Tröstung, Ermutigung, Mahnung, Hilfe bedeutet.

\* Adalbert Reinwald: „Menschen“. 2. Band: „Frauen“. (Verlag E. Haberland, Leipzig.) Trotzdem das Buch als zweiter Band einer Gruppe erscheint, ist es ein geschlossenes Werk, das auch ohne den Zusammenhang mit dem ersten für sich besteht. Der Verfasser hat mit Ehrfurcht den Adel des beldischen Lebens bei der Frau sichtbar gemacht und will so einen Weg aus den Wirren der Zeit weisen.

= Vasa Priboda: „Kompositionen und Bearbeitungen für Violine und Klavier“. Der auch in Wiesbaden schon gefeierte Geiger Vasa Priboda hat zwei Original-Kompositionen „Romance élégiaque“ und „Caprice“ sowie den „Türkischen Marsch“ von Mozart und das „Scherzo“ von Schubert, bearbeitet von Charles Cerné, dem ständigen Klavierbegleiter Pribodas, im Verlag von Ad. Fürstner, Berlin W. 10, erscheinen lassen. Die beiden Originalkompositionen mehr für Konzertvirtuosen, — die genannten Bearbeitungen, namentlich das Schubertsche „Scherzo“, auch für geübte Salon-Geiger sehr zu empfehlen: Alles ist für die Violine mit präffiger Kenntnis aller effektvollsten Griffe und Kniffe geschrieben, und der Erfolg kann dem Spieler nicht ausbleiben.

O. D.  
\* Dr. med. Schweisheimer: „Das Herz und die Blutgefäße“. Ein Wegweiser zur richtigen Lebensführung für gesunde und kranke Menschen. Mit 26 Abbildungen im Text. (Verlag von J. F. Bergmann, München.) Eine für Gesunde und Herantrande bestimmte, klar geschriebene und empfehlenswerte Abhandlung, die eher zu viel, als zu wenig Wissenswerthes enthält und geeignet ist, manche bei Laien bestehenden falschen Auffassungen und daher übertriebene Befürchtungen zu beseitigen.